



KRIEG

Wie Konflikte die Menschheit prägten

MARGARET MACMILLAN

PROPYLÄEN



KRIEG

Wie Konflikte die Menschheit prägten

MARGARET MACMILLAN

PROPYLÄEN

Margaret MacMillan

KRIEG

Wie Konflikte die Menschheit prägten

Aus dem Amerikanischen
von Klaus-Dieter Schmidt



Propyläen

Propyläen wurde 1919 durch die Verlegerfamilie Ullstein als Verlag für hochwertige Editionen gegründet. Der Verlagsname geht zurück auf den monumentalen Torbau zum heiligen Bezirk der Athener Akropolis aus dem 5. Jh. v. Chr. Heute steht der Propyläen-Verlag für anspruchsvolle und fundierte Bücher aus Geschichte, Zeitgeschichte, Politik und Kultur.

Die englische Originalausgabe des Buches erschien 2020 unter dem Titel *War* bei Profile Books, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de



Wir wählen unsere Bücher sorgfältig aus, lektorieren sie gründlich mit Autoren und Übersetzern und produzieren sie in bester Qualität.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem Buch befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

ISBN 978-3-8437-2600-9

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

© 2020 by Margaret MacMillan

Lektorat: Christian Seeger
E-Book: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Für Ann und Peter

Inhalt

Titelseite

Impressum

Widmung

Einleitung

I. Menschheit, Gesellschaft und Krieg

II. Kriegsgründe

III. Mittel und Wege

IV. Moderner Krieg

V. Wie Krieger gemacht werden

VI. Kämpfen

VII. Zivilisten

VIII. Das Unkontrollierbare kontrollieren

IX. Krieg in unseren Vorstellungen und Erinnerungen

Schlussbetrachtung

Bildteil

Bibliografie

Abbildungen

Danksagung

Feedback an den Verlag

Empfehlungen

EINLEITUNG

»Der Krieg bleibt, was er immer war: eines der größten Mysterien der Menschheit.«

Swetlana Alexijewitch, *The Unwomanly Face of War*

Krieg. Allein das Wort weckt unterschiedlichste Gefühle, von Schrecken bis Bewunderung. Manche verschließen lieber die Augen, als würde schon das bloße Erinnern und Nachdenken über Krieg ihn näherbringen. Andere sind von ihm fasziniert, finden ihn aufregend und glamourös. Als Historikerin bin ich fest davon überzeugt, dass wir den Krieg in unsere Erforschung der Menschheitsgeschichte einbeziehen müssen, wenn wir die Vergangenheit verstehen wollen. Kriege haben derart tiefgreifende Folgen, dass sie außer Acht zu lassen hieße, eine der großen Kräfte zu ignorieren, die neben Geografie, Ressourcen, Wirtschaft, Ideen sowie sozialem und politischem Wandel die menschliche Entwicklung geprägt und die Geschichte vorangetrieben haben. Hätten die Perser im 5. Jahrhundert v. Chr. die griechischen Stadtstaaten besiegt, die Inkas im 16. Jahrhundert Pizarros Expedition zurückgeschlagen oder Hitler im 20. Jahrhundert den Zweiten Weltkrieg gewonnen, würde die Welt dann anders aussehen? Wir wissen, dass es so wäre, können über das Ausmaß aber nur Vermutungen anstellen.

Solche kontrafaktischen Annahmen bilden aber nur einen Teil des Problems, vor dem wir stehen. Der Krieg wirft darüber hinaus grundsätzliche Fragen über die Natur des

Menschen und das Wesen der menschlichen Gesellschaft auf. Bringt Krieg die bestialische Seite des Menschen zum Vorschein oder die beste? Wie bei so vielem, was den Krieg betrifft, sind wir unschlüssig. Ist er ein untrennbarer Bestandteil der menschlichen Gesellschaft, dieser wie eine Ursünde eingewoben, seit unsere Vorfahren begannen, sich in sozialen Verbänden zu organisieren? Ist er unser Kainsmal, ein uns auferlegter Fluch, der uns immer wieder zu Konflikten verdammt? Oder ist eine solche Ansicht eine gefährliche selbsterfüllende Prophetie? Bringen gesellschaftliche Veränderungen neue Arten des Krieges hervor, oder fördert Krieg gesellschaftliche Veränderungen? Sollten wir vielleicht gar nicht fragen, was zuerst kommt, sondern Krieg und Gesellschaft als Partner betrachten, die in einer gefährlichen, aber produktiven Beziehung verhaftet sind? Kann Krieg, so zerstörerisch, grausam und verschwenderisch er ist, auch Gutes bewirken?

Das alles sind wichtige Fragen, und ich werde versuchen, sie und weitere, die sich im Verlauf dieser Untersuchung ergeben, zu beantworten. Dabei hoffe ich den Leser von einem zu überzeugen: dass Krieg keine Verirrung ist, die man am besten so schnell wie möglich vergisst. Auch ist er nicht einfach die Abwesenheit von Frieden, dem vermeintlichen Normalzustand. Wenn wir nicht begreifen, wie tief Krieg und Gesellschaft ineinander verwoben sind – so sehr, dass man nicht sagen kann, wer von beiden dominiert oder ursächlich ist –, übersehen wir eine wichtige Dimension der Menschheitsgeschichte. Wenn wir unsere Welt und den Weg, den wir bis zum heutigen Tag zurückgelegt haben, verstehen wollen, dürfen wir den Krieg und seine Auswirkungen auf die Entwicklung der menschlichen Zivilisation nicht unberücksichtigt lassen.

Die westlichen Gesellschaften haben in den vergangenen Jahrzehnten Glück gehabt. Seit dem Zweiten Weltkrieg haben sie unmittelbar keinen Krieg erlebt. Zwar haben

westliche Länder Truppen in alle Welt geschickt, etwa nach Asien (um in Korea, Vietnam oder Afghanistan zu kämpfen), in den Nahen Osten oder nach Afrika, aber nur eine sehr kleine Minderheit der Bewohner des Westens war direkt von diesen Konflikten betroffen. Millionen von Menschen in den Konfliktregionen haben da ganz andere Erfahrungen gemacht, und es hat seit 1945 kein Jahr gegeben, in dem nicht irgendwo auf der Welt Krieg geführt wurde. Denjenigen von uns, die den sogenannten Langen Frieden genossen haben, fällt es nur allzu leicht, Krieg als etwas zu betrachten, was andere treiben, etwa weil sie sich auf einer anderen Entwicklungsstufe befinden. Wir im Westen, so nehmen wir selbstgefällig an, sind friedlicher. Autoren wie der Evolutionspsychologe Steven Pinker haben die Auffassung verbreitet, dass die westlichen Gesellschaften im Lauf der vergangenen zwei Jahrhunderte weniger gewalttätig geworden seien und dass man auf der Welt insgesamt jährlich immer weniger Kriegstote zu verzeichnen habe. Während wir also Jahr für Jahr in aller Form die Toten der vergangenen Kriege betrauern, betrachten wir den Krieg zunehmend als etwas, das passiert, wenn der Frieden – der Normalzustand – zusammenbricht. Zugleich können wir uns für die großen Kriegshelden der Vergangenheit und ihre Schlachten begeistern; wir bewundern Geschichten über Tapferkeit und wagemutige Kriegstaten; die Regale von Buchhandlungen und Bibliotheken sind voll von Militärgeschichten; und Film- und Fernsehproduzenten wissen, dass Krieg immer ein beliebtes Thema ist. Das Publikum scheint der napoleonischen Feldzüge, Dünkirchens, des D-Days oder der Fantasien von *Star Wars* und *Herr der Ringe* nicht überdrüssig zu werden. Jedoch genießen wir sie nicht zuletzt deshalb, weil sie sich in sicherer Entfernung befinden; wir vertrauen darauf, dass wir selbst nie an einem Krieg teilnehmen müssen.

Folglich nehmen wir den Krieg nicht so ernst, wie er es verdient. Wir mögen es vorziehen, den Blick von einem Phänomen abzuwenden, das häufig grauenvoll und deprimierend ist, aber wir sollten das nicht tun. Kriege haben wiederholt den Lauf der Geschichte verändert, neue Wege in die Zukunft eröffnet und andere versperrt. Die Worte des Propheten Mohammed wurden in einer Reihe von Kriegen aus der Wüste der Arabischen Halbinsel hinausgetragen in die dicht besiedelten Gebiete der Levante und Nordafrikas, und dies hatte nachhaltige Folgen für die Region. Man stelle sich vor, wie Europa heute aussähe, wenn die muslimischen Führer den ganzen Kontinent erobert hätten, was ihnen mehrmals beinahe gelungen wäre. Am Anfang des 8. Jahrhunderts eroberten muslimische Invasoren Spanien und rückten über die Pyrenäen bis ins heutige Frankreich vor. Die Niederlage in der Schlacht von Tours im Jahr 732 beendete ihren Vormarsch nach Norden. Wäre er fortgesetzt worden, hätte vermutlich kein katholisches, sondern ein muslimisches Frankreich die französische Gesellschaft und die europäische Geschichte der nächsten Jahrhunderte geprägt. 800 Jahre später überrannte der große osmanische Führer Suleiman der Prächtige den Balkan und einen Großteil Ungarns, bis seine Truppen 1529 vor Wien standen. Hätten sie diese Großstadt eingenommen, wäre das Herz Europas ins Osmanische Reich eingegliedert worden, und die Geschichte hätte einen anderen Verlauf genommen. Zu den Türmen der zahlreichen Wiener Kirchen hätten sich Minarette gesellt, und der junge Mozart hätte eine andere Art von Musik gehört, gespielt auf anderen Instrumenten. Als ein jüngeres Beispiel könnte man sich vorstellen, was passiert wäre, wenn die Deutschen im Mai 1940 die britischen und alliierten Truppen bei Dünkirchen vernichtend geschlagen und anschließend in der Schlacht um England das britische Jägerkommando ausgeschaltet hätten. Die Britischen Inseln

wären womöglich zu einer weiteren NS-Eroberung geworden.

Krieg ist in seinem Wesen organisierte Gewalt. Aber unterschiedliche Gesellschaften führen unterschiedliche Kriege. Nomadische Völker führen Bewegungskriege; sie greifen an, wenn sie sich im Vorteil sehen, und ziehen sich in den offenen Raum zurück, wenn dies nicht der Fall ist. Sesshafte bäuerliche Gesellschaften brauchen Wälle und Befestigungen. Krieg zwingt zu Veränderungen und Anpassungen, umgekehrt wirken sich gesellschaftliche Veränderungen auf den Krieg aus. Nach Ansicht der alten Griechen hatten die Bürger die Pflicht, ihre Städte zu verteidigen. Diese Teilnahme am Krieg wiederum brachte eine Ausweitung von Rechten und der Demokratie mit sich. Im 19. Jahrhundert ermöglichte die industrielle Revolution den Regierungen, riesige Armeen aufzustellen und zu unterhalten – sie waren größer als alles, was die Welt zuvor gekannt hatte; das aber weckte bei den Millionen von Männern, die zum Wehrdienst eingezogen wurden, die Erwartung, in ihren Gesellschaften mehr Mitsprache zu erhalten. Die Regierungen sahen sich genötigt, nicht nur auf sie zu hören, sondern auch eine Reihe von staatlichen Leistungen bereitzustellen: von der Bildung bis zur Arbeitslosenversicherung. Die starken Nationalstaaten von heute mit ihren Zentralregierungen und gut organisierten Bürokratien sind das Produkt von Jahrhunderten des Krieges. Erinnerung und Gedenken an vergangene Siege und Niederlagen sind Teil der jeweiligen nationalen Geschichte, und Nationen brauchen Geschichten, um zusammenzuhalten. Solche zentralisierten Gemeinwesen, deren Angehörige sich als Teil eines Ganzen betrachten, können aufgrund ihrer Organisation und ihrer Fähigkeit, die Ressourcen ihrer Gesellschaft zu nutzen und sich auf die Unterstützung ihrer Bürger zu verlassen, in größerem Umfang und für längere Zeit Krieg führen. Die Befähigung,

Krieg zu führen, und die Evolution der menschlichen Gesellschaft sind Teile ein und derselben Geschichte.

Im Lauf der Jahrhunderte ist der Krieg tödlicher, sind seine Auswirkungen größer geworden. Wir Menschen sind zahlreicher geworden; wir verfügen über mehr Ressourcen und besser organisierte, komplexere Gesellschaften, können für unsere Kämpfe Millionen Menschen mobilisieren, und unsere Zerstörungsfähigkeit hat enorm zugenommen. Für die beiden großen Kriege des 20. Jahrhunderts mussten wir neue Begriffe erfinden: »Weltkrieg« und »totaler Krieg«.

Während manche Fäden sich durch die Geschichte des Krieges und der menschlichen Gesellschaft hindurchziehen – etwa die Folgen gesellschaftlicher Veränderungen oder technischer Entwicklungen, die Versuche, den Krieg zu begrenzen oder zu kontrollieren, die Unterscheidung zwischen Soldaten und Zivilisten –, werde ich der Zeit seit dem Ende des 18. Jahrhunderts besondere Aufmerksamkeit widmen, denn der Krieg hat sich seither nicht nur in quantitativer, sondern auch in qualitativer Hinsicht verändert. Auch werde ich viele meiner Beispiele der Geschichte des Westens entnehmen, weil dieser in der jüngeren Vergangenheit die Entwicklung des Krieges erheblich vorangetrieben hat – aber auch, wie man hinzufügen muss, die Bemühungen, ihn unter Kontrolle zu halten.

In den meisten westlichen Universitäten wird die Erforschung des Krieges weitgehend vernachlässigt – vielleicht weil man fürchtet, die bloße Beschäftigung mit ihm bedeute bereits, ihn zu billigen. Historiker der internationalen Beziehungen sowie Diplomatie- und Militärhistoriker beklagen allesamt ein mangelndes Interesse an ihrem Forschungsgebiet, ebenso wie einen Mangel an Jobs. Studien über Krieg und Strategie werden, sofern es sie überhaupt gibt, in eigene kleine Bereiche abgeschoben, wo diejenigen, die als Militärhistoriker

bezeichnet werden, vor sich hinforschen, ihre unappetitlichen Funde zutage fördern und ihre wenig erbaulichen Geschichten verfertigen, ohne jemanden zu stören. Ich erinnere mich, wie vor langer Zeit, in meiner ersten historischen Fakultät, ein pädagogischer Berater zu uns kam, um uns dabei zu helfen, unsere Kurse für die Studenten attraktiver zu gestalten. Als ich ihm sagte, ich sei dabei, einen Kurs mit dem Titel »Krieg und Gesellschaft« vorzubereiten, sah er mich missbilligend an. Es wäre besser, schlug er vor, ihn »Eine Geschichte des Friedens« zu nennen.

Das ist eine seltsame Missachtung; schließlich leben wir in einer vom Krieg geprägten Welt, auch wenn uns das nicht immer bewusst ist. Völker sind wegen Kriegen gewandert oder geflüchtet, manchmal buchstäblich aus der Geschichte verschwunden. Viele Grenzen wurden durch Kriege gezogen, Regierungen und Staaten sind durch Kriege aufgestiegen oder untergegangen. Shakespeare wusste das nur zu gut: In seinen Stücken ist es häufig der Krieg, der den Aufstieg und Fall von Königen bewirkt, während die gewöhnlichen Menschen den Kopf einziehen und beten, der Sturm möge vorüberziehen, ohne ihnen zu schaden. Einige der größten Kunstwerke sind von Krieg oder Kriegshass inspiriert, zum Beispiel die *Ilias*, Beethovens *Eroica*, Britten's *War Requiem*, Goyas *Die Katastrophen des Krieges*, Picassos *Guernica* oder Tolstois *Krieg und Frieden*.

Krieg findet sich in Kinderspielen - etwa dem Geländespiel »Fahnenraub« -, und eines der beliebtesten Computerspiele der letzten Jahre war *Call of Duty*, dessen erste Folgen im Zweiten Weltkrieg spielen. Sportereignisse werden von den Zuschauern mitunter wie Schlachten behandelt, wobei die gegnerische Mannschaft der Feind ist. In Italien treten sogenannte Ultras bei Fußballspielen als bestens organisierte Gruppen mit fester Kommandohierarchie auf. Sie tragen Uniformen und

bezeichnen sich als »Comando«, »Guerilla« oder benennen sich - zum Ärger vieler ihrer Landsleute - nach Partisanengruppen aus dem Zweiten Weltkrieg. Es geht ihnen weniger um das Spiel als darum, sich mit den Anhängern der gegnerischen Mannschaft eine Schlacht zu liefern. Die modernen Olympischen Spiele sollten eigentlich der Völkerverständigung dienen, spiegelten aber fast von Anfang an den Wettstreit der Nationen wider. Sie waren kein Krieg, übernahmen aber viele seiner Attribute, von der Auszeichnung mit Medaillen über das Abspielen der Nationalhymnen bis hin zu den hinter ihren Nationalflaggen einmarschierenden uniformierten Mannschaften. Bekanntlich nutzten Hitler und Goebbels die Olympischen Spiele von 1936 in Berlin als Bühne, um die Überlegenheit des deutschen Volkes zu demonstrieren, und im Kalten Krieg galten Medaillenspiegel als Beleg für die Überlegenheit der einen Seite über die andere.

Sogar unsere Sprache und Ausdrucksweise tragen den Stempel des Krieges. Nachdem sie die Karthager in den Punischen Kriegen besiegt hatten, gebrauchten die Römer den Ausdruck »fides Punica« (punische Treue) in sarkastischer Weise weiter. Im Englischen spricht man abschätzig davon, jemand (oder etwas) sei ein »flash in the pan« (sinngemäß: Rohrkrepieler), ohne sich bewusst zu sein, was damit eigentlich gemeint war: dass nämlich das Feuer in der Zündpfanne früherer Feuerwaffen abbrannte, ohne die Ladung zu zünden. Wenn Briten grob sein wollen, nennen sie Dinge manchmal »französisch« oder »holländisch«, weil diese Länder einst Feinde waren. Sich »französisch zu verabschieden« bedeutet, unhöflich und abrupt aufzubrechen; »holländischen Mut« beweist man, wenn man Gin trinkt. Umgekehrt benutzen Franzosen und Holländer die Attribute »britisch« und »englisch« auf ähnlich abwertende Weise. Viele unserer Lieblingsmetaphern sind militärischen Ursprungs, bei den Briten stammen sie insbesondere aus dem Marine-Kontext.

Wenn man »three sheets to the wind« ist – sternhagelvoll (schwankend wie ein Schiff im Sturm) –, könnte eine anständige Mahlzeit helfen. Und wenn Sie jemandem etwas nicht glauben, können Sie sagen: »Go tell it to the marines!« (Etwa: Das kannst du deiner Großmutter erzählen!) Der Legende nach kennen die Seeleute die Wahrheit, denn sie haben die Welt bereist, und was sie nicht kennen, gibt es nicht. Was wir sagen und schreiben, ist mit militärischen Metaphern gespickt: Gegen vieles wird Krieg geführt: gegen die Armut, den Krebs, gegen Drogen oder Fettleibigkeit. (Ich habe einmal ein Buch mit dem Titel *Mein Krieg gegen das Cholesterin meines Mannes* gesehen.) In Nachrufen ist davon die Rede, der Tote habe den Kampf gegen seine Krankheit verloren. Wir sprechen gern von Kampagnen, ob in der Werbung oder beim Spendensammeln. Manager lesen eine zweitausend Jahre alte chinesische Schrift über Strategie, um sich Anregungen dafür zu holen, wie sie ihre Konkurrenten ausmanövrieren und ihrem Unternehmen den Sieg sichern können. Sie brüsten sich mit ihren strategischen Zielen und innovativen Taktiken und vergleichen sich gern mit großen Militärführern wie Napoleon. Wenn Politiker abtauchen, um Fragen oder Skandalen auszuweichen – »Feuerstürmen«, wie sie im Englischen häufig genannt werden –, berichten die Medien, sie würden sich einbunkern, um ihre Truppen zu sammeln und eine Offensive zu planen. Im Dezember 2018 lautete eine Schlagzeile der *New York Times*: »Trump führt jeden Tag Krieg, immer öfter im Alleingang«.

Auch in der Geografie ist der Krieg allgegenwärtig, ebenso in den Namen von Plätzen: In London gibt es den Trafalgar Square, benannt nach Nelsons Sieg am gleichnamigen Kap, und die Waterloo Station, die den Namen des Ortes von Napoleons endgültiger Niederlage trägt; in Paris gedenkt man mit dem Gare d'Austerlitz dagegen eines seiner

größten Siege. In Kanada wurde eine im 19. Jahrhundert von deutschen Einwanderern gegründete Stadt bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs von »Berlin« in »Kitchener« umbenannt. Unsere Städte besitzen fast ausnahmslos Kriegsdenkmäler mit den Namen Gefallener oder Ehrenmale für Helden aus längst vergangenen Zeiten. Nelson steht auf seiner Säule im Herzen Londons; General Grants Grab ist ein beliebter Treffpunkt im New Yorker Riverside Park. Im vergangenen Jahrhundert sind zunehmend Denkmale fürs Fußvolk hinzugekommen, für die oftmals anonymen Kriegsteilnehmer wie Krankenschwestern, Piloten, Infanteristen, Matrosen und, im Fall des Vereinigten Königreichs, sogar für die Tiere, die in den beiden Weltkriegen eingesetzt wurden.

Gedenkstätten für vergangene Kriege gehören so sehr zum alltäglichen Umfeld, dass wir sie oft gar nicht bemerken. Wie oft bin ich durch die Londoner Paddington Station gegangen, ohne die Ehrentafel für die 2436 im Ersten Weltkrieg gefallenen Mitarbeiter der Great Western Railway wahrzunehmen. Am Bahnsteig 1 steht die markante Bronzestatue eines marschbereiten Soldaten, der einen Brief von zu Hause liest. Ohne die Gedenkveranstaltungen zum 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs wäre ich nicht stehen geblieben, um sie anzuschauen, und hätte mir nicht die Zeit genommen, in der Victoria Station nach den Gedenktafeln für die gigantische Zahl von Soldaten zu suchen, die dort in den Zug nach Frankreich gestiegen waren, und nach derjenigen für den Unbekannten Soldaten, dessen Leichnam dort im November 1920 eingetroffen war.

Wenn wir innehalten, um über unsere eigene Geschichte nachzudenken, finden wir häufig Kriegsspuren in unserer Erinnerung. Ich bin im friedlichen Kanada aufgewachsen, aber viele der Bücher und Comics, die ich las, handelten vom Krieg, vom schier unerschöpflichen Fundus an Erzählungen G. A. Hentys über tapfere Jungs, die in den

großen Konflikten vor 1914 ihren Heldenmut bewiesen, über den unerschrockenen Piloten Biggles und seine Crew aus dem Zweiten Weltkrieg bis zu den Black-Hawk-Comics, die ebenfalls von diesem Krieg handelten, dann aber nahtlos in den Koreakrieg übergingen. Bei den Pfadfindern sangen wir – stark gesäuberte, wie ich später feststellte – Lieder aus dem Ersten Weltkrieg, lernten Signalzeichen und wie man Verbände anlegt. In den frühen 1950er-Jahren sammelten wir in der Schule Schnur und Stanniolpapier für den Koreakrieg. Auch übten wir für den Fall eines Atomkriegs zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, uns unter unsere Tische zu ducken.

Viele von uns werden sich an die Geschichten der Großeltern erinnern, die den Krieg noch erlebt haben. Meine Großväter hatten beide als Ärzte am Ersten Weltkrieg teilgenommen: der walisische mit der indischen Armee in Gallipoli und Mesopotamien, der kanadische an der Westfront. Mein Vater und meine vier Onkel hatten alle im Zweiten Weltkrieg gekämpft. Mein Vater, der auf einem kanadischen Schiff gedient hatte, das Konvois über den Atlantik ins Mittelmeer geleitete, unterhielt uns für gewöhnlich mit lustigen Anekdoten. Ein einziges Mal aber erzählte er, wie knapp sie der Versenkung entkommen waren. Seine Stimme zitterte, er konnte nicht weitersprechen. Sein Vater hatte ihm nie viel von den Schützengräben des Ersten Weltkriegs erzählt, aber wie es häufig geschieht, öffnete er sich seinem Enkelkind, meiner Schwester, die allerdings zu klein war, um viel davon zu verstehen. Er hatte eine Handgranate als Souvenir mitgebracht, die in der Vitrine meiner Großmutter neben solchen Schätzen wie einer Schweizer Miniatur-Berghütte und einem winzigen hölzernen Scottish Terrier ausgestellt war. Wir Kinder spielten mit ihr und rollten sie über den Fußboden – bis jemand bemerkte, dass sie noch ihren Zünder hatte. Viele Familien werden über solche Geschichten und Andenken verfügen, über Briefbündel aus

Kriegsgebieten, Erinnerungsstücke von Schlachtfeldern, alte Ferngläser und Helme oder eine zum Schirmständer umfunktionierte Granathülse.

Und der Nachschub an Souvenirs reißt nicht ab, da die Schlachtfelder überall auf der Welt auch weiterhin die Überreste der Kämpfe preisgeben. Eurostar musste Schilder anbringen, um Passagiere, die die Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs besucht hatten, darauf hinzuweisen, keine Granaten oder Waffen an Bord zu bringen, die sie als Souvenirs eingesammelt hatten. In jedem Frühjahr türmen belgische und französische Bauern auf ihren Feldern entlang der ehemaligen Westfront auf, was sie die »Eisenernte« nennen: Der Winterfrost bricht hier den Boden auf und fördert Stacheldraht, Patronen, Helme und nicht detonierte Granaten zutage, manche mit Giftgas gefüllt. Einheiten der belgischen und französischen Armee sammeln die Munition ein, um sie zu vernichten, aber der Krieg fordert immer noch Opfer, darunter Bauern, Kampfmittelräumer, Arbeiter, die an der falschen Stelle graben, oder Holzfäller, die über einer im Erdreich verborgenen scharfen Granate ein Feuer entzünden. In London und Deutschland werden bei Bauarbeiten gelegentlich immer noch Blindgänger aus dem Zweiten Weltkrieg entdeckt.

Auch aus viel älteren Kriegen tauchen Relikte auf. Beim Ausbaggern des Hafens von Haifa wurde ein prunkvoller griechischer Helm aus dem 6. oder 5. Jahrhundert v. Chr. zutage gefördert. Ein pensionierter Lehrer fand in einem Hügel in Leicestershire mithilfe eines Metalldetektors einen römischen Helm. Im Shannon in Irland stießen Taucher bei einer Routine-Tauchübung auf ein Wikingerschwert aus dem 10. Jahrhundert.

Viele Gesellschaften besitzen Kriegsmuseen und begehen nationale Gedenktage zu Ehren ihrer Gefallenen. Und die Toten selbst treten unerwartet in Erscheinung, um uns an die Kosten des Krieges zu erinnern. Auf der beschaulichen

schwedischen Insel Gotland haben Archäologen die Leiche eines Soldaten im Kettenhemd ausgegraben - er war wie viele seiner Kameraden im Jahr 1361 bei der Abwehr dänischer Invasoren ums Leben gekommen. Leichen können Jahrhunderte überdauern, wenn sie im Schlamm liegen oder in heißen Ländern mumifiziert werden. Im Sommer 2018 fanden Archäologen, die bei Ypern Land für ein Wohnungsbauprojekt erkundeten, die Überreste von 125 überwiegend deutschen, aber auch alliierten Soldaten, die dort lagen, seit sie im Ersten Weltkrieg gefallen waren. 2002 wurde bei Vilnius ein Massengrab mit Tausenden Leichen entdeckt, die immer noch ihre blauen Uniformen und Schilder mit ihrer Regimentsnummer trugen. Sie waren 1812 während Napoleons Rückzug aus Russland gestorben.

Wenn wir über den Krieg nachdenken, dann denken wir vor allem an seine Kosten - die Vergeudung von Menschenleben und Ressourcen -, seine Gewalt, seine Unvorhersehbarkeit und das Chaos, das er mit sich bringt. Weit seltener nehmen wir wahr, wie organisiert er ist. 1940 versuchte Deutschland, Großbritannien zur Kapitulation zu zwingen, und bombardierte London nahezu zwei Monate lang Tag und Nacht. Viele abkömmliche Zivilisten wurden aufs Land evakuiert. Wer blieb, schlief in improvisierten Unterständen oder in U-Bahn-Schächten. Die BBC, deren Studios sich im Zentrum von London befanden, lagerte mehrere Abteilungen aus. Die Musik kam nach Bedford, Theater und Unterhaltung nach Bristol, bis es auch dort zu gefährlich wurde und die Unterhaltungsabteilung im verschlafenen Bangor in Nordwales ausharren musste. Die in London verbliebenen Mitarbeiter konnten nachts häufig nicht nach Hause zurückkehren, weshalb die BBC - die nicht umsonst den Spitznamen »Tante« trug - ihren Theaterraum in einen Schlafsaal verwandelte, mit einem Vorhang in der Mitte, um die Geschlechter zu trennen. Im Oktober wurde das Gebäude von zwei Bomben getroffen.

Sieben Mitarbeiter starben bei dem Versuch, eine davon, die nicht explodiert war, zu entfernen; die Feuerwehr rückte an, um ein Ausbreiten der Flammen zu verhindern. Der Sprecher der Neun-Uhr-Nachrichten hielt kurz inne, als das Gebäude bebte, und fuhr dann fort, von Staub und Ruß bedeckt. Schon am nächsten Morgen war Broadcasting House eingerüstet, und der Schutt wurde weggeräumt. Man stelle sich für einen Moment vor, wie viel Organisation allein für diese Episode nötig war - ein winziges Ereignis im Gesamtgeschehen des Krieges.

Die deutschen Bomber mit ihrer Jägereskorte waren Produkte der deutschen Rüstungsindustrie, die enorme Ressourcen an Material, Arbeitskraft und Fabriken mobilisiert hatte, um die Flugzeuge zu produzieren und in die Luft zu bekommen. Ihre Besatzungen mussten zusammengestellt und ausgebildet werden. Deutsche Aufklärer und Planer hatten ihr Bestes gegeben, um bedeutende Ziele auszuwählen. Und die britische Reaktion war nicht weniger gut organisiert: Die Royal Air Force verfolgte die anfliegenden Flugzeuge und tat alles, um sie aufzuhalten, während man am Boden Sperrballons aufsteigen ließ und Suchscheinwerfer bediente. Die Verdunkelung Londons und anderer wichtiger Städte war total und wurde sorgfältig überwacht. Die BBC hatte Notfallpläne aufgestellt, die Feuerwehr war rasch zur Stelle, Aufräumarbeiten begannen umgehend.

Der Krieg ist vermutlich die am besten organisierte aller menschlichen Aktivitäten, und er hat seinerseits die Organisation der Gesellschaft vorangetrieben. Selbst in Friedenszeiten erfordert die Vorbereitung auf den Kriegsfall - die Bereitstellung der nötigen Finanzmittel und Ressourcen - eine erhebliche Kontrolle der Gesellschaft durch die Regierung. Das gilt insbesondere für das moderne Zeitalter, da die Anforderungen des Krieges mit unserer Fähigkeit, ihn zu führen, gewachsen sind. Indem er die Macht der Regierungen stärkte, brachte der Krieg auch

Fortschritte und Veränderungen mit sich, von denen wir viele als segensreich empfinden: das Ende von Privatarmeen, mehr Recht und Ordnung, in jüngerer Zeit mehr Demokratie, soziale Wohltaten, bessere Bildung, Verbesserung der Stellung von Frauen und Arbeitern, Fortschritte in Medizin, Wissenschaft und Technologie. Während wir das Töten perfektionierten, nahm gleichzeitig die Bereitschaft ab, Gewalt gegeneinander zu tolerieren. Die Mordrate sank fast überall auf der Welt, während das 20. Jahrhundert in absoluten Zahlen die meisten Kriegstoten der Geschichte zu verzeichnen hatte.

Das wirft eine weitere Frage auf: Wie vereinbaren wir das Töten ungeheuren Ausmaßes mit der Missbilligung von Gewalt? Die meisten von uns würden sicherlich nicht in den Krieg ziehen, um dessen Nutzeffekte zu erzielen. Es muss andere Wege geben, sie zu erlangen. Aber haben wir sie schon gefunden?

Es gibt viele solcher Paradoxe in Bezug auf den Krieg. Wir fürchten ihn, sind aber auch fasziniert von ihm. Wir sind entsetzt über seine Grausamkeit und Vergeudung, bewundern aber auch den Mut der Soldaten und verspüren die gefährliche Macht seines Glamours. Manche sehen in ihm sogar einen der edelsten menschlichen Tätigkeitsbereiche. Der Krieg erlaubt seinen Teilnehmern, Mitmenschen zu töten, erfordert aber auch großen Altruismus. Denn was kann selbstloser sein als die Bereitschaft, für andere sein Leben zu geben?

Wir haben eine lange Tradition, Krieg als ein Mittel zu betrachten, das die Gesellschaft zusammenschweißt und ihre nobleren Seiten zutage fördert. Der Dichter Stefan George sprach mit Blick auf das friedliche Europa der Zeit vor 1914 abschätzig von »der feigen Jahre wust und tand«,¹ und Filippo Marinetti, der Begründer des Futurismus und künftige Faschist, verkündete, der Krieg sei die »einzige Hygiene der Welt«.² Mao Tse-tung sah es später ganz ähnlich: »[E]in revolutionärer Krieg ist ein Gegengift, das

nicht nur das Gift des Feindes vernichtet, sondern auch unsere eigenen Schlacken hinwegsäubert.«³ Aber wir haben auch die andere, ähnlich lange Tradition, den Krieg als Unheil zu sehen, das nichts als Elend hervorbringt, und vielleicht noch als Zeichen dafür, dass wir als Spezies hoffnungslos verdorben sind, dazu verdammt, unser Schicksal bis zum Ende der Zeit mit Gewalt zu verwirklichen.

Swetlana Alexijewitsch hat recht: Der Krieg ist ein Mysterium, und zwar ein schreckliches. Deshalb müssen wir versuchen, ihn zu verstehen.

Anmerkungen zu diesem Kapitel

1. George, Stefan, »Der Krieg«, in ders., *Das neue Reich*, Gedichte, 1928
2. Marinetti, Filippo, Futuristisches Manifest, whatsnext.net/092
3. Mao Tse-Tung, »Über den langwierigen Krieg«, in ders., *Ausgewählte Werke*, Bd. 2, S. 150

I MENSCHHEIT, GESELLSCHAFT UND KRIEG

»Krieg wird von Menschen geführt, nicht von Bestien oder Göttern. Er ist eine ureigene menschliche Aktivität. Ihn ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu nennen heißt, mindestens die Hälfte seiner Bedeutung außer Acht zu lassen, denn er ist auch die Bestrafung eines Verbrechens.«

Frederic Manning, *The Middle Parts of Fortune*

Wer das malerische Bozen besucht, sieht vor dem Südtiroler Archäologiemuseum häufig eine lange Warteschlange. Die Besucher, viele mit Kindern, warten geduldig darauf, zu einer der Hauptattraktionen der Stadt vorgelassen zu werden: dem mumifizierten Leichnam eines Mannes, der um 3300 v. Chr. lebte. Ötzi, der Mann aus dem Eis, wurde 1991 von zwei Wanderern gefunden. Er starb, bevor Pyramiden und der Steinkreis von Stonehenge errichtet wurden, doch das Eis hat seinen Körper und seine Habseligkeiten in gutem Zustand erhalten. Ötzi trug einen Umhang aus geflochtenem Gras und Kleider aus Leder, einschließlich Beinlingen, Schuhen und einer Mütze. Seine letzte Mahlzeit, die sich noch in seinem Magen befand, bestand aus Trockenfleisch, Wurzeln, Früchten und vielleicht Brot. Er hatte Holzkörbe und verschiedene Werkzeuge bei sich, etwa ein Beil mit Kupferklinge, ein Messer, Pfeile und Teile eines Bogens.

Zunächst nahm man an, dass er sich in einem Schneesturm verirrt hatte und allein gestorben war – die traurige Geschichte eines harmlosen Bauern oder Hirten. Dann aber ermöglichte der medizinische und wissenschaftliche Fortschritt es, den Leichnam genauer zu untersuchen – mit Computertomografie, Röntgenaufnahmen und biochemischen Tests. Wie man nun feststellte, steckte eine Pfeilspitze in Ötzis Schulter, und sein Körper wies Kratzspuren und Schnitte auf. Auch einen Schlag auf den Kopf hatte er offenbar erhalten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er an diesen Wunden, die ihm ein oder mehrere Angreifer zufügten, gestorben. Und möglicherweise hat auch er irgendwann Menschen getötet, wie Blutspuren an seinem Messer und einer Pfeilspitze nahelegen.

Ötzi ist keineswegs der einzige Beweis dafür, dass frühe Menschen, zumindest in der späten Steinzeit, Waffen herstellten, aufeinander losgingen und ihr Bestes gaben, um sich gegenseitig umzubringen. Überall auf der Welt, vom Nahen Osten über Amerika bis in den pazifischen Raum, fand man Gräber aus Ötzis Zeit oder früher, in denen haufenweise Skelette lagen, die Spuren eines gewaltsamen Todes trugen. Aus Holz und Häuten gefertigte Waffen bleiben im Allgemeinen nicht erhalten, aber Archäologen haben in den Gräbern Steinklingen entdeckt, von denen manche noch in den Skeletten steckten.

Auch in noch früherer Zeit, tatsächlich wohl während des größten Teils der Menschheitsgeschichte, scheint Gewalt geherrscht zu haben – schon als unsere nomadischen Vorfahren nach essbaren Pflanzen suchten und andere Geschöpfe als Nahrungsmittel töteten. Viele unserer Annahmen über diese Vorzeit sind natürlich hoch spekulativ. Beweise zu finden und zu deuten ist außerordentlich schwierig, umso mehr, je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht – und die ersten Menschen tauchten vor rund 350 000 Jahren auf der Erde auf. Aber

dank archäologischer Entdeckungen und wissenschaftlicher Fortschritte wie der Entschlüsselung alter DNA wird unser Bild nach und nach klarer. Heute wissen wir, dass wir uns bis in die jüngste Zeit unserer Menschheitsgeschichte in kleinen Gruppen organisierten, die über die klimatisch gemäßigten Regionen der Erde verteilt waren. Materielle Güter, um die man hätte kämpfen können, gab es kaum, und wahrscheinlich konnte eine Gruppe einfach ausweichen, wenn sie von einer anderen bedroht wurde. Noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nahmen die meisten, die sich mit den Ursprüngen der menschlichen Gesellschaft beschäftigten, an, die frühen Nomadengruppen hätten ein friedliches Leben geführt. Doch Archäologen entdeckten aus dieser fernen Vergangenheit Skelette, deren Wunden auf etwas anderes hindeuten. Anthropologen versuchten, ein Bild der damaligen Welt zu gewinnen, indem sie die wenigen Jäger- und Sammlergesellschaften, die bis in unsere Zeit überlebt haben, in Augenschein nahmen.

Diese Annäherung ist nicht unproblematisch: Außenstehende, die solche Gesellschaften beobachten, bringen ihre eigenen Haltungen und Anschauungen mit, und der Kontakt selbst bewirkt Veränderungen. Gleichwohl gibt es einige beredte Befunde. 1803 zum Beispiel floh der 13-jährige William Buckley aus einer englischen Strafkolonie in Australien und fand für drei Jahrzehnte Zuflucht bei den Aborigines. Später beschrieb er eine Gesellschaft, zu deren Gewebe Überfälle, Hinterhalte, andauernde Fehden und plötzliche, gewaltsame Tode gehörten. Am anderen Ende der Welt, in der rauen Arktis, stellten die ersten Entdecker und Anthropologen fest, dass die Einheimischen, etwa die Inuit und die Inupiat, sowohl Waffen als auch Panzerungen aus Knochen und Elfenbein herstellten sowie über einen reichen Fundus mündlich überlieferter Geschichten von vergangenen Kriegen verfügten. Als der amerikanische Anthropologiestudent

Napoleon Chagnon 1964 zu Feldforschungen beim Volk der Yanomami in den brasilianischen Regenwald aufbrach, erwartete er, die damals vorherrschende Meinung bestätigt zu finden, dass Jäger und Sammler wesensgemäß friedliebend seien. Tatsächlich stellte er fest, dass die Yanomami zwar innerhalb ihrer Dörfer meist in Harmonie lebten und freundlich und achtsam miteinander umgingen, dass es jedoch ganz anders aussah, wenn es um das Verhältnis zu anderen Dörfern ging. Hier wurden Streitigkeiten mit Keulen und Speeren ausgetragen, und man überfiel sich gegenseitig, um die Männer und Kinder zu töten und die Frauen zu vergewaltigen. Nach dreißigjähriger Beobachtung resümierte Chagnon, dass der Tod von rund einem Viertel der Yanomamimänner auf Gewalt zurückzuführen war.

Auch wenn unter Historikern, Anthropologen und Soziobiologen weiterhin hitzige Debatten über Worte und Ideen toben, scheint die Beweislage zugunsten derer zu sprechen, nach deren Auffassung Menschen seit jeher dazu neigen, sich gegenseitig auf organisierte Weise anzugreifen – mit anderen Worten: Krieg zu führen. Das stellt uns vor die Aufgabe herauszufinden, warum Menschen bereit und fähig sind, einander zu töten.

Das ist mehr als eine intellektuelle Fingerübung: Wenn wir nicht verstehen, warum wir kämpfen, können wir kaum darauf hoffen, künftig Konflikte zu vermeiden. Bislang gibt es viele Theorien, aber keine einhelligen Antworten. Vielleicht ist Krieg eine Folge von Habsucht oder Konkurrenz um schwindende Ressourcen – Nahrung, Territorium, Geschlechtspartner oder Sklaven. Oder sind wir durch biologische Bande und gemeinsame Kultur darauf festgelegt, die eigene Gruppe (ob Clan oder Nation) zu schätzen und andere Gruppen zu fürchten? Schalten wir wie unsere Verwandten, die Schimpansen, instinktiv auf Angriff um, sobald wir uns bedroht fühlen? Führen wir Krieg, weil wir nicht anders können, oder aufgrund unserer

Ideen und kulturellen Einstellungen? Da Krieg und Kriegsangst uns auch im 21. Jahrhundert noch begleiten, ist die Beantwortung solcher Fragen durchaus von Bedeutung.

Ohne unsere Bereitschaft zu töten wäre Krieg nicht möglich, aber das allein definiert ihn nicht. Wir würden nicht von Krieg sprechen, wenn zwei Männer in einer Bar aufeinander losgehen oder ein Dutzend Gangmitglieder sich eine Straßenschlacht liefern. Zu Verletzungen und Tod führende Gewalt gehört zum Krieg, aber wir betrachten sie als ein Mittel des Krieges, nicht als seinen Zweck. Eine berühmte Einsicht des Militärwissenschaftlers Carl von Clausewitz lautete: »Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.«¹ Krieg, ob offensiv oder defensiv, verfolgt immer einen Zweck. Wie bei Individuen oder Gangs kann es um Ehre, Überleben oder Kontrolle gehen, aber Krieg unterscheidet sich von einer Barschlägerei durch sein Ausmaß und seine Organisation. Im Krieg üben nicht Einzelne oder einige wenige Gewalt aus, sondern Hunderte, Tausende, mitunter sogar Millionen. Krieg ist der Zusammenprall zweier organisierter Gesellschaften, die den Zusammenhalt ihrer Mitglieder kontrollieren und schon geraume Zeit existiert haben, für gewöhnlich auf eigenem Territorium. »Gewalt wird erst dann zum Krieg«, bemerkte der englische Politologe Hedley Bull, »wenn sie im Namen einer politischen Einheit ausgeübt wird.« Er fuhr fort: »Und auch Gewalt im Namen einer politischen Einheit ist kein Krieg, solange sie nicht gegen eine andere politische Einheit gerichtet ist.« Banden sind organisiert, und ihre Mitglieder mögen behaupten, Werte und Ziele zu teilen, aber sie bilden keine stabilen politischen und sozialen Einheiten. (Sie können freilich dazu anwachsen und mit der Zeit zu Clans, Stämmen, Fürstentümern, Königreichen oder Nationen werden, die zur Kriegführung fähig sind.)

Eines der vielen Paradoxe des Krieges besteht darin, dass die Menschen im Führen von Kriegen gut wurden, sobald sie organisierte Gesellschaften schufen. In der Tat liefen beide Entwicklungen parallel. Der Krieg – die organisierte, zweckgerichtete Gewalt zwischen politischen Einheiten – vervollkommnete sich, als die Menschen organisierte sesshafte Gesellschaften zu gründen begannen, und er trug seinerseits dazu bei, diese Gesellschaften noch organisierter und mächtiger zu machen. Es ist erst 10 000 Jahre her – ein Wimpernschlag in der Menschheitsgeschichte –, dass ein Teil der Menschen begann, sich niederzulassen und zu Bauern zu werden; in dieser Zeit wurde der Krieg systematischer und erforderte eine spezielle Ausbildung und eine eigene Kriegerkaste. Neben Gräbern haben Archäologen in verschiedenen Teilen der Welt, zum Beispiel in der Türkei, Hinweise für Befestigungen gefunden, die spätestens aus der Zeit um 6000 v. Chr. stammen, aber auch für Ansammlungen von anscheinend absichtlich niedergebrannten Wohnhäusern. Mit der Entstehung der Landwirtschaft waren die Menschen stärker an einen Ort gebunden und besaßen mehr, das wert war, geraubt – und verteidigt – zu werden. Und um sich selbst zu verteidigen, brauchten sie eine bessere Organisation und mehr Ressourcen, was wiederum dazu führte, dass Gruppen entweder friedlich oder aber durch Eroberung ihr Territorium und ihre Bevölkerung vergrößerten.

Einer der vielen Streitpunkte in Bezug auf die Ursprünge und die Entwicklung des Krieges ist die Frage, ob die Menschen mit der Zeit gewalttätiger oder friedlicher geworden sind. Steven Pinker und andere, die seine Ansichten teilen, wie etwa der Archäologe Ian Morris, gehören zu den Optimisten, die einen klaren Trend weg von der Gewalt zu erkennen glauben. In den meisten Ländern gibt es keine öffentlichen Hinrichtungen mehr; Grausamkeit gegenüber Kindern oder Tieren ist gesetzlich

verboten; Veranstaltungen wie Bärenhetze und Hundekämpfe sind in der Regel illegal. Manche Optimisten gehen noch weiter und versuchen, anhand der Todeszahlen vergangener Kriege – die zu bestimmen für sich genommen keine leichte Aufgabe ist – nachzuweisen, dass die Tötungsrate in der Vergangenheit wesentlich höher lag als heute und dass die Zahl der Kriegstoten, gemessen an der jeweiligen Gesamtzahl der Menschen, im 20. und 21. Jahrhundert trotz des enormen Blutvergießens der beiden Weltkriege geringer ist als in früheren Kriegen. Andere hingegen stellen diese Zahlen infrage und wenden ein, dass die Kriegstoten des 20. Jahrhunderts vermutlich 75 Prozent aller Kriegstoten der vergangenen 5000 Jahre ausmachen. Und wer eine wirklich deprimierende Lektüre in Bezug auf die Aussichten der Menschheit sucht, der schaue sich Studien der Universitäten von Florenz und Colorado an, die mit mathematischen Methoden zu zeigen versuchen, dass in Zukunft zwar weniger, dafür aber tödlichere Kriege zu erwarten sind. Je vernetzter Gesellschaften sind, so argumentieren sie, desto schneller können sich Konflikte entlang dieser Netzwerke ausbreiten, ähnlich wie Computerviren oder Waldbrände. Im Sommer 1914 weitete sich ein kleiner Zank auf dem Balkan zum Ersten Weltkrieg aus: Die europäischen Mächte waren durch Verträge, Absprachen und Pläne derart miteinander verbunden, dass die durch die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand in Sarajevo ausgelösten Spannungen in alle Richtungen um sich griffen und einen allgemeinen Krieg entfachten.

Aber selbst wenn Pinker recht hätte, ist seine Ansicht nicht sonderlich beruhigend. Diejenigen von uns, die sich des Langen Friedens seit 1945 erfreuen konnten, sollten sich bewusst sein, dass ein großer Teil der Welt, von Indochina über Afghanistan, den Nahen und Mittleren Osten bis zum Gebiet der Großen Seen Afrikas, von Konflikten erschüttert wurde und wird. Laut einer Langzeitstudie der Universität Uppsala sind zwischen 1989